

„ Es

braucht

viel mehr

Allianzen“

Mirjam Karoly

Die Jungen sind wahnsinnig toll“, schwärmt **Mirjam Karoly** von der jungen Generation der Roma und Sinti in Österreich. „Sie sind stolz auf ihre Identität und kämpfen gegen Diskriminierung.“ Eines sei in diesem Kampf heute wichtiger denn je: „Wir müssen in die Institutionen gehen – in die Arztpraxen, die Schulen und die Bildungsdirektionen – und dort zu unserer Identität stehen.“ Genau das hat die Politikwissenschaftlerin getan.

Dass sie als Romni die OSZE-Kontaktstelle für Roma-und-Sinti-Fragen beim Büro für Menschenrechte und Demokratisierung in Warschau leitete, bezeichnet Karoly als einen ihrer größten Erfolge: „Wenn man eine wichtige Position übernimmt, dann hat man eine Rolle, die mit Vorurteilen aufräumt.“ Im beruflichen Alltag habe sie oft gemerkt, dass andere doch für einen kurzen Moment überrascht waren, als sie erfuhren, dass sie Romni ist – „und da habe ich gemerkt: Ich breche mit Stereotypen.“

„Wo das Schilf anfang, da waren wir“

Mit Vorurteilen musste sich die Tochter eines Burgenlandrom und einer Deutschen früh auseinandersetzen. In den Sommerferien etwa, die sie mit ihren Geschwistern oft bei den Großeltern am Neusiedlersee verbrachte. „Unsere Eltern setzten uns am Südtiroler Platz in den Postbus nach Mörbisch, und dort hat uns die Oma von der Busstation abgeholt“, erzählt Karoly. Die räumliche Distanz habe sie noch gut in Erinnerung: „Zuerst war da der Ort, dann die Bauern, und wo das Schilf anfang, da waren wir. Es war klar: Wenn du eine Karoly bist, dann gehörst du dahin.“

„Unsere Identität war einfach immer präsent. Damit wächst man auf“, sagt Karoly rückblickend. Auch während ihrer Schulzeit in Wien, als sie die einzige Roma-Angehörige in ihrer Klasse war: „Es war keine leichte Zeit. Man ist mit komischen Fragen konfrontiert und bekommt viele Ängste mit.“ Sie habe immer eine gewisse Ambivalenz rund um ihre Identität empfunden, sagt Karoly und erzählt von ihrer Sponion, bei der ihr Vater, „der immer gesungen und Geige gespielt hat“, zu singen

anfang und sie unwillkürlich dachte: „Was denken jetzt die Leute?“ Und von der Veranstaltung in Wien Mitte der 1990er Jahre, bei der es um die Anerkennung der Roma ging: „Mein Vater war begeistert, doch dann sagte er plötzlich: ‚Was, wenn uns jetzt die Nachbarn sehen?‘“

Offen über ihre unterschiedlichen Identitäten zu sprechen und keine Angst mehr zu haben, sei ein Lernprozess gewesen. „Dabei war es wichtig, zu sehen, dass wir viele sind, dass es vielen von uns so geht“, sagt Karoly und spricht von einem Generationenwechsel: „Heute tauschen sich viel mehr Menschen aus und vernetzen sich.“ Mit der Zeit hat Karoly auch Wege gefunden, mit Rassismus umzugehen: Die „verlorenen Fälle“ nennt sie die einen – „da will ich mir keine weitere Konfrontation antun“. Mit den anderen suche sie die Kommunikation. Dabei ist es für sie wichtig, „von der persönlichen auf eine strukturelle Ebene zu kommen“.

„Es war eine spannende Zeit“

Als die **Initiative Minderheiten** 1991 gegründet wurde, hatte Karoly gerade angefangen zu studieren. Kurz zuvor, 1989, wurde in Oberwart der erste Roma-Verein gegründet. 1991 folgten Vereine in Wien – Romano-Centro etwa, wo Karoly sich früh einbrachte und dessen Obfrau sie heute noch ist. 1993 wurden dann die Burgenlandroma als autochthone Volksgruppe anerkannt. „Es war eine spannende Zeit“, sagt Karoly, die Aufbruchsstimmung sei in diesen Jahren in der ganzen Roma-Bewegung spürbar gewesen.

Doch immer wieder tauchten die altbekannten ambivalenten Gefühle

auf: „Einerseits wollten wir unseren Platz in der Gesellschaft einfordern. Andererseits war da die Angst, es könnte uns schaden, an die Öffentlichkeit zu gehen.“ Viele, die skeptisch waren, hätten sich nach dem Anschlag in Oberwart 1995, bei dem vier Roma getötet wurden, bestätigt gefühlt.

Gemeinsame Ziele, gemeinsames Handeln

Dass Karoly ihre Diplomarbeit über die Anerkennung der Roma in Österreich schrieb, sei für sie „auch ein bisschen Aufarbeitung“ gewesen: „Ich wollte etwas für meine Familie tun, vor allem für meinen Vater.“ In der Arbeit thematisiert die Politikwissenschaftlerin die Fortführung der Diskriminierung von Roma und Sinti in der Nachkriegszeit – und sie zieht Parallelen zu anderen Minderheitengruppen. Vergleichend zu arbeiten und Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten, ist Karoly wichtig: „Dadurch werden strukturelle Diskriminierung und Rassismus viel schneller sichtbar.“

„Früher haben wir nur darauf geschaut, wie wir unsere Rechte durchsetzen können, und zu dieser Zeit war das auch wichtig.“ Um Veränderungen zu bewirken, müsse heute aber gemeinsam gehandelt werden, davon ist Karoly überzeugt: „Es braucht viel mehr Allianzen.“ Intersektionalität und Diversität seien stark im Kommen: „Wir müssen einander unterstützen. Und wir können viel mehr bewirken, wenn wir uns gemeinsame Ziele setzen – genau das also, was die Initiative Minderheiten schon seit 30 Jahren macht.“

Romana Beer